

Weihnachtsgruss

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **9 (1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Büchertisch

Weihnachtsgruß. Gedichte, Gespräche und einfache Krippenspiele in Mundart-Verfen für die Weihnachtsfeier in Schule, Sonntagschule und Elternhaus. Nr. 57 bis 60. Je 32 Seiten zu Fr. 1.65. Verlag der Christlichen Vereinsbuchhandlung, Zürich.

Im Novemberheft 1952 brachte der „Sprachspiegel“ unter dem Titel „Schlechte Weihnachtsgedichte“ eine Besprechung von Nr. 56 dieser Sammlung. Darin hatte ein Mitglied, ein bernischer Pfarrer, das Berndeutsch dieser Verse angefochten und als „frommes Großratsdeutsch“ bezeichnet. Diese Besprechung hatte aber ein unglückliches Schicksal hinter sich. Sie war dem Schriftleiter bereits im Jahre 1945, in dem das Heft erschienen war, eingesandt worden, hatte sich dann aber in seiner weitläufigen „Steinsammlung“ irgendwo verkrochen und kam erst 1952 wieder ans Tageslicht. Da er ihrem Verfasser versprochen hatte, sie nach ihrem Wiedererscheinen doch noch zu bringen, nahm er sie dann in der etwas leichtthin gefaßten Meinung, der sprachliche Geschmack werde sich in diesen sieben Jahren nicht stark geändert haben und was 1945 möglich gewesen, sei auch noch 1952 möglich, in das Novemberheft auf. Nun wird er aber von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht, daß die sprachliche Gestaltung — und auf sie allein kommt es uns an — in den seither erschienenen Nummern wesentlich besser geworden sei. Der Vorwurf der Unhöflichkeit, die in der verspäteten Kritik liege, trifft einzig den Schriftleiter, der hiemit den Verlag geziemend um Entschuldigung bittet und in Übereinstimmung mit dem

Kritiker gerne anerkennt, daß die neueren Hefte sprachlich in der Tat besser sind, obschon sie auch nicht immer befriedigen. Es wird darin nicht mehr so sorglos drauflos gemundartelt; die Fehler gegen Geschmack und Gesetze der Mundart — solche gibt es eben auch! — sind mehr vereinzelt, aber sie kommen doch vor. Da ist zum Beispiel „weiland“ ein wunderschöner Reim auf „Heiland“, aber leider weder bern- noch sonstwie schweizerdeutsch, sondern hochdeutsche Verlegenheitsreimerei. Wörter wie „Liechtgefunkel, Läbesfun, Strahlekleid, Ungehorsam“ u. dgl. muten auch gar nicht urchig an, und das Zürcher Kind, das uns versichert, wer das Heimweh (nach dem Paradies) „tüf im Herze treit, wird tröschtet dur dä Heimetgloggeklang“ (der Weihnachtsverkündigung), überzeugt uns nicht recht. Der Berner sagt auch nicht: „Wenn me das rächt bedänkt“, sondern nur „we me . . .“, und wenn er auch in dem Geschlechtswort „dem“ den Selbstlaut stark abgeschwächt ausspricht, so ist es doch bis heute noch keinem berndeutschen Dichter eingefallen, dafür „dm“ (Heiland) zu schreiben. Offenbar dem Versmaß zuliebe muß die Zürcher Herbergsmagd sagen: „Di toti Sefong“ (für „Saison“!) statt „die tot Sefong“ — das =i tönt ausgesprochen berndeutsch („di alti Frau, di neu i Mode“ usw.). Wörter wie „zornig, Scherz, voll Würde“ sind der hochdeutschen „Fremdsprache“ entlehnt. Aber wie gesagt: es ist entschieden besser als 1945, und das berechtigt zur Hoffnung, es werde bis 1955 noch besser und geradezu gut. Wie wir erfahren, hängt der Fortschritt mit

einem Wechsel in der Leitung der Sammlung zusammen. Daß in den letzten Hefen auch die Schriftsprache zu Worte kommt, ist erfreulich, unbegreiflich dagegen, was das Lied in weißrussischem

Urtext (und ausnahmsweise sogar mit Angabe der Singweise) hier zu tun hat. Sollen unsere Kinder wirklich zu Weihnachten singen: „Hospad Boch lubitsch, lubou darütsch“?

Briefkasten

H. B., Z. Sie beunruhigt die Frage, ob „gespiesen“ oder „gespeist“ die richtige Form sei. In der hochdeutschen Schriftsprache gilt nur „gespeist“ als richtig; aber dem Schweizer fließt aus seiner Mundart leicht „gespiesen“ in sein Hochdeutsch; auch Gottfried Keller hat so geschrieben. Aber auch in der Mundart ist es nicht sehr alt; es taucht erst im 16. Jh. neben „gspist“ auf. Es ist allgemeine Regel, daß von Dingwörtern abgeleitete Tatwörter schwach gebogen werden, so von „Reise“: reisen, reiste, gereist; von „Weide“: weiden, weidete, geweidet. Nun sind freilich auch im Schriftdeutschen gewisse Tatwörter von der schwachen zur starken Biegung übergegangen; so hieß es von „Preis“ zuerst: preisen, preiste, gepreist (so noch bei Gellert), jetzt aber pries, gepriesen, offenbar nach einem falschen Muster, etwa: weisen, wies, gewiesen. Ob „spies, gespiesen“ als wertvolle schweizerische Eigentümlichkeit erhalten werden sollte, daran darf man wohl zweifeln, da doch die geschichtlich richtige Form auch in der Schweiz nicht ausgestorben und in der hochdeutschen Schriftsprache unerschütterter ist. Derlei Freiheiten verursachen, wie Ihr Beispiel zeigt, Unsicherheitsgefühle. Eine Unterscheidung zwischen dem „gespeisten“, d. h. gespeist habenden Menschen und der „gespiesenen Maschine“ ist überflüssig und vermehrt nur die Unsicherheit.

W. J., Z. Ja, das junge Geschlecht weiß mit den alten deutschen Monatsnamen nicht mehr viel anzufangen. Welches der Wein- und der Christmonat seien, kann man zwar noch erraten; schon etwas unbestimmt sind Herbst- und Wintermonat (September und November), und völlig rätselhaft klingt Hornung. Der Name war schon alt, als ihn Karl der Große in sein Verzeichnis der deutschen Monatsnamen aufnahm. Im Altnordischen bezeichnet hornungr einen Bastard, dann überhaupt einen in bezug auf sein Erbteil Verkürzten. Diese Eigenschaft wurde auf den Monat übertragen, der in der Zahl der Tage verkürzt worden war; der Hornung kann also nur der Februar sein.

E. Z., G. In Ihrem Anwaltsbüro streitet man sich über die Stelle: „Das Betreibungsamt hat der Schuldnerin Aufschub erteilt. Sene kann die Schuld in 13 Raten tilgen.“ „Sene“ oder „diese“? „Jener“ ist doch das Fürwort, mit dem man auf etwas Entferntes hinweist, im Gegensatz zu „dieser“, das auf etwas Nahes weist. Von zwei genannten Dingen oder Personen wird das erste mit „jener“, das zweite mit „dieser“ bezeichnet, weil es näher liegt. Zum Beispiel: Bern und Freiburg sind von den Zähringern gegründet worden, jenes an der Aare, dieses an der Saane. Da die Schuldnerin unmittelbar vorher genannt